

Staats-Anzeiger und Herald.

Jahrgang 31.

Grand Island, Rebr. 3. März 1911 Zweiter (Theil.)

Nummer 29.

Großmutter's Trost.

Von H. Ludwig.

Und wenn dir auch all dein Hoffen genommen, Und wenn du auch nitgends ans Ziel gekommen, Das hochgemutet du dir gestedt — Und wenn auch dein Denken und all dein Sinnen Und edles Streben und all dein Beginnen Auch nitgends ein liebevoll' Echo weckt, —

Vielleicht ist doch noch ein Trost dir geblieben: Hast du ein kleines Kind zum Lieben, Ein Wesen, was zärtlich sich an dich schmiegt — Darfst du ein weiches Händchen drücken, In ein unschuldsvoll' Kindesauge blicken, In dem noch ein ganzer Himmel liegt —

Und hast du's im Herzen, im liebeswarmen, Und tannst du, es wiegend in deinen Armen, Sein holdes Kindergeplauder vernehmen — So darfst du in deinen alten Tagen Nicht über ein freudloses Alter klagen; Im Sonnenschein wirfst du zur Ruhe gehn.

Die Brodm'ri.

Von Anna Croissant-Kuit.

Täglich zieht die Alte ihren Karren von der Schornig nach Mittenwald und wieder zurück. Ob es trübend voller Winter ist und der Weg so voller Eisplanken, daß sie alle Augenblicke nach rückwärts rutscht und wie ein braunes Reh die Fisen einhauen muß, um nur weiter zu kommen, ob es schneit, daß sie kaum die Landstraße zu erkennen vermag, oder die Sonne herunterbrennt, daß ihr der Kopf zerpringen möchte, ob das Schneewasser im Frühjahr, wenn es „aper“ wird, auf der Straße dahinschießt, wie wenn diese ein Bachbett und er in seinem vollen Rechte wäre, oder im Herbst der wisse Wind durchs Tal peift und sie fast umwirft: das alte Weiblein zieht gleichmütig seinen Karren hin und her, über eine Stunde hin, weit über eine Stunde zurück. Es fällt ihr nimmer ein, etwa hinauf nach dem jähren Abstieg der Karwendelwand zu schauen oder drüben nach dem hühen Aufbau des Wettersteins, sie tragt wie ein alter Gaul ihre Straße in Staub und Schnee, in Regen und Wind. Ihr gilt's gleich, ob sie allein unterwegs ist, oder ob sich ein Jäger oder Grenzer ihr zugesellt, oder gar Touristen, die nach Seefeld wandern, nach dem Hintertal vielleicht, wo die junge grüne Nar schäumend aus der Einsamkeit flüht; ob gepuhete Städte „in Toilette“ sie überholt zur Zeit der „Saison“, wo das biedere Volk der Mittenwalder keinen echten und innigen Nationalanfang mit der echten und innigen Melodie anzustimmen pflegt: „Kennst du das Tal am Fuße des Karwendelbergs?“ Der W'ri gilt das alles gleich, wenn sie auch gern ein paar Worte im Vorbeitreiben redet; sie hat nur den einen Gedanken: ihre Weiden und Semmeln, von denen sie für jeden Haushalt in der Schornig eine bestimmte Anzahl ohne Zoll über die Grenze bringen darf. Tapfer aufgelaufen hat sie jeden Tag, die Schorniger lieben das Brot, das die Mittenwalder Bäcker „hadn“, voraus daß des Hafel, des Junterer, in dem alten Fuggerhaus an der Hauptstraße. Dort hält immer der Karren der Alten, während sie ihre anderen kleinen Besorgungen im Markte macht. Da budelt sie frisch und geschäftig in den Läden herum, immer murmeln, immer ihre Aufträge wiederholend. Nie lächelt sie sich etwas auf, es ist aber doch noch nie vorgekommen, daß sie etwas verärgert hat. Ihr Amt nimmt sie deshalb auch so in Anspruch, daß sie während des Einkaufens auf keinen Gruß hört und niemanden sieht. Erst, wenn sie beschaulich ruhend auf ihrem Bänkelein sitzt im Laden der Klugen und hübschen „Kofelin“, die so viel von der alten Mittenwalder Chronik zu erzählen weiß, ist sie jugendlich, und die W'ri und ich halten stets einen kleinen Schwatz, während die „Bäderin“ die Semmeln und Weiden abzählt. Manchmal treffen wir uns auch auf der Landstraße, wo sie immer gern eine Stehpaufe macht und plaudert.

Gewöhnlich geben unsere Gespräche so an: „Grüß Gott, W'ri, wie geht's?“

„Wie geht's? Alleweil ziahchen und ziahchen!“ Dabei lacht sie über ihr ganzes braunes, verrunzeltes und vermwittertes, gutes, altes Gesicht, in dem die schwarzen Augen ganz verschminkt alligern können, wie die Augen einer Jungfrau.

Sag ich: „Eine Hitz ist's, schauerhaft!“ oder „Aber der Wind heut, W'ri, hat er dich denn nicht umgeschmissen?“ „Oh mei, ischt gleich, meint sie und wischt sich den Schweiß von der Stirn oder die Tränen aus den Augenwinkeln, die ihr der Sturm draußen bei der großen Wilden Wiese, beim Schandriwaudritzwang, wo er gar so unheimlich fauchen kann, herausgepreßt hat. Und dann tragt sie wieder ihre Straße weiter, gelassen und fröhlich.

Einmal treffe ich sie, als ich eben ins Hintertal will, hart hinter der Schornig, hoch oben am Wald trabbel: sie herum und recht Laub zusammen. Einen hohen Haufen hat sie schon aufgeladen und trägt noch immer mehr zu. Sobald sie mich sieht, kommt sie über die steile Anhöhe herunter wie ein Junge. Ich hab' ihr Stücken mitgebracht, den sie geheimnisvoll schmunzelnd verschwinden läßt.

Sie deutet auf den großen Haufen „Straa“, den sie schon zusammengetra und nachher ins Dorf bringen will zu ihrer Tochter. „Alleweil ziahchen und ziahchen.“ Ich seh' mir den hohen Streuhaufen an: „Und heut warst du schon in Mittenwald?“ Sie schaut mich verwundert und ganz verständnislos an und nickt. Während dem kommt ein Blondkopf auf sie zugesprungen und hält sich halb hinter ihrer Schürze verborgen; von dieser gedekten Stellung aus sieht er argwöhnisch auf mich. Fast verklämmert zieht sie den Karren aus der Tacht und schiebt ihm ein kühliges Stück in den Mund, während sie nur ein bisschen verflucht. Der hübsche Krauskopf, der mir so feindselige Augen anmacht, gehört ihrer Tochter, bei der sie auch wohnt, und der sie die Streu bringen will. Ein sauberes, kleines, weißes Haus haben sie miteinander, alles voller Blumen und Vögel, ich hab' mir's nachher angeschaut.

Immer wieder erzählt sie mir von ihrem Schwiegersohn, der „Jager“ bei dem Fürsten ist und oft „lang's“ Zeit nicht daheim; daß er kreuzbrad und sauber ist und so „viel wußt“ mit ihr. „Und die Kinder?“ „Alleweil mehrer werd'n s'“. „Ein Stück? Zwei — drei?“ „Sie nicht: „Wög'n a mehrer werd'n, wie's tummt.“

„Da muß die Großmutter Kinder warten?“ „Sie macht die Bewegung des Hörens. Auch die „ziahcht“ sie! „Mer, fettier'n di' halt!“ — Ob sie nie trant war, frag' ich sie wieder einmal.

Kranke? Sie deutet einen Augenblick darüber nach. Eigentlich nie. Nur einmal, ja, ist ihr's zu Herzen gegangen, aber nicht das Kranke, nein, das nicht arbeiten können war's, das Faulenzen, das Zufahrenmüssen, wie die anderen arbeiten, das Hände, inden-Schopf legen. Der „Verdruf“ hätte sie beinahe umgebracht, meint sie, es sei die schlimmste Zeit ihres Lebens gewesen! Nun erzählt sie ausführlich, sehr wichtig, aber immer dabei schmunzelnd, immer ein wenig belustigt, mit einer gewissen humorvollen Überlegenheit: „Also, der Wind wehte wieder einmal recht wüst durch das Thal, so wie's die Mittenwalder haben wollen, damit es schön Wetter bleibt. Er knaterte u. brüllte u. wühlte herum, wie wenn aller Ding letztes Ende wäre. Die W'ri sah gemütlich in der Stube, freute sich ihrer Ruhe nach dem Strauß mit dem Sturm. Eben war sie von Mittenwald gekommen, hatte ihre Weiden und Semmeln abgeliefert und löstelte ihren Kaffee. Da hört sie das große Scheunenthor draußen während schlagen.

„So laß es doch,“ sagt ihr die Tochter ärgertlich, „bleib sitzen.“ Die Junge bleibt, der Alten läßt es keine Ruhe. Wohl hätte sie ebenso gut durch das Haus, den Gang und den Stall hinten herum nach der Scheuer gehen können, aber das ist ihr zu weit. Schnell läuft sie außen herum, in den immer rasender werdenden Sturm hinein. „Bauch! Bauch! — Bumm!“ schlägt das Thor mit dumpfem Krachen auf und zu, daß man meint, es müsse splintern. Die Alte rennt hin und will's aufhalten, beide Arme stemmt sie dagegen — ein neuer wilder Windstoß und schon liegt sie auf dem Rücken; mit aller Wucht ist das schwere Thor auf ihre Arme geflogen und hat sie umgeworfen. Da liegt sie und kann sich nicht mehr rühren, kann nicht mehr aufstehen und in den Schultern brennt's und reißt's und tobt's —

„Boade sein's aus'fall'n g'weh'n,“

boade!“ sagt sie und zwinkert, wie wenn das ein löstlicher, von ihr ausgehelter Schabernack gewesen sei, sich beide Achseln auszufallen!

Als der Arzt kam, schlug er freilich über diese Art der Schelmerei die Hände über dem Kopf zusammen. Beide Achseln! Und dabei sah sie ganz vergnügt im Bett und wartete darauf, daß er schnell den kleinen Schaben repariere, damit sie morgen wieder ihren Karren nach Mittenwald „ziahchen“ könne! Späterhin erzählte der Doktor das alles in der „Post“ in Mittenwald; auch daß sie keinen Schnauser, keinen Schrei gethan, als er ihr die Achseln einrichtete.

„Is es ist jekt g'scheh'n.“ Das war alles, was das alte Weiblein fragte.

Heute konnte sie sich noch kindisch darüber freuen, daß die Leute sich alle über sie verwundert und die Köpfe über sie geschüttelt hatten.

„Des fell ischt doch nir g'wesen,“ meint sie, „aber das freier!“ Sie war stüchlich, als sie sich wieder vor ihren Wagen spannen konnte; unnützlich sein, das war schlimmer als krank sein, das war beinahe der Tod!

Was sie wohl machen wird, die Alte?

„Alleweil ziahchen und ziahchen.“

Alle Gebräuche und moderne Bestrebungen in China.

Von Martha Gaang (Tsinanfu).

Faßt in keinem Lande der Erde treffen heutzutage die Gegensätze von Alter und Neuem so hart aufeinander wie gerade in China. Auf der einen Seite sehen wir die Verteidiger alter Gebräuche, die auf keinen Fall irgendwelcher Reformbestrebungen Raum gewähren wollen, während andererseits eine nicht zu unterschätzende Partei auf die Einführung von Neuerungen in Sitte und Tracht hindrängt, die dem europäischen Mutter angepaßt werden sollen. Besonders rein erhalten haben sich die alten Gebräuche bei den zeremoniellen Handlungen, z. B. bei Trauerfeierlichkeiten.

Frau Li, die Gattin, eines höheren chinesischen Regierungsbeamten, ist gestorben. An alle Bekannten und Verwandten werden Traueranzeigen geschickt. Das sind große, drei bis fünf doppelte Bogen von rosa Seidenpapier, mit 2 1/2 Zoll großen, schwarzen Schriftzeichen bedeckt. In der Anzeige steht der Lebenslauf der Toten und die Namen der männlichen Familienmitglieder. Weibliche Namen in der Öffentlichkeit zu nennen, wäre unfein. In der Anzeige steht ferner, wann der Empfangstag der Kondolenzbesucher ist. Jeder, der solch eine Anzeige erhält, muß seinen Kondolenzbesuch machen. Vorher sendet er eine Dinae nach dem Trauerhause, die der Mensch im Leben und nach dem Tode in der Auferstehung im Tode gebracht wird. Als da sind: Gold- und Silberbege, Wagen, Pferde, Säulen, Kleiderstoffe und sogar Diener. Alles aber aus buntem Papier und auf Kohlepapier gearbeitet und verleiht ein hübsches bis ein zehntel der natürlichen Größe entsprechend.

Die Kondolenzbesucher machen ihr dreimaliges Kotau vor dem Sarge des oder der Toten. Wie lange die Leiche im Trauerhause verbleibt, ist ganz unbestimmt. Jedoch im Sommer kürzere und im Winter längere Zeit. Der Tag, an dem der Leichnam nach der Heimath oder überübergend nach einem Tempel gebracht wird, wird allen Bekannten bekanntgegeben. Die dabei Benachrichtigten senden jezt ein ungefähres zehn Ellen langes Stück blauer Seide. Die Armen schenken sich untereinander einfachen blauen Stoff.

Bei der Frau Li, welche längere Zeit im Sterbhaufe verblieb, wurden die oben beschriebenen Papiergaben — es war eine ungeheure Menge davon gesendet worden — in siebenstägigen Zwischenräumen verbrannt. Die Zeremonie ging vor dem Hause, unter dem Gelächte einiger Laien oder Buddhapriester, vor sich. Die beiden Söhne der Toten traten, in weißen, baumwollenen ungesäumten Kitteln und mit weißen Schuhen und Mützen angethan, während der Zeremonie. Der ältere Knabe hielt eine Holztobel, auf welcher der Name seiner Mutter stand, in seinen Händen. Immer wieder wurde dem Feuer neue Rauchung zugeführt. Darunter ein prächtiges Schiff, das mit seinen Thürmen und Kabinen allerwärts ausah und mir für das Feuer zu schade erschien. Die ganze Szene fand ich äußerst ergreifend und feierlich, noch dazu der ganze Abendhimmel vom Feuerschein rötlich leuchtete und das

Feuer sich im vorüberfließenden Bache widerspiegelte.

Die Trauerfeierlichkeiten sind bei Frauen immer größer als bei Männern, was ich mit einer Geschichte erklären will — überhaupt, wenn die Gattin eines höheren Beamten war. Die Achtung und Ehre, die ihr im Leben verfaßt geblieben war, wird ihr im Tode zuteil.

Der Bürgermeister eines Ortes ist bei Bekannten zum Abendessen eingeladen. Als man sich gerade zum Essen niederzusetzen will, kommt ein Bote mit der Nachricht, daß die Frau des Gouverneurs toben verstorben ist. Der Bürgermeister rüffel sich in aller Eile zum Aufbruch, denn er muß sofort zum Gouverneur, um ihn seiner Trauer und Ergebenheit in allen Lebenslagen zu versichern. Er hofft nämlich, daß der Gouverneur ihm zum Danke für seine Aufmerksamkeit in seiner weiteren Karriere behilflich sein wird. Als der Bürgermeister sich von seinem Gastgeber, ohne etwas genossen zu haben, verabschieden will, kommt ein anderer Bote und meldet, daß die Mutter und nicht die Frau des Gouverneurs tobt sei. „Nun“, sagt der Bürgermeister, „jezt kann ich erst ruhig essen“ und setzt sich zum Schmausen nieder. Er weiß genau, daß der Gouverneur sofort seinen Posten wegen der Trauer verläßt und ihm daher nicht mehr viel nutzen kann. Während des Essens kommt ein dritter Bote mit der Nachricht, daß weder die Frau noch die Mutter des Gouverneurs tobt sei, sondern der Gouverneur selbst. „Nun brauche ich überhaupt nicht mehr hinzugehen, denn nun hat ja die ganze Geschichte mit dem Gouverneur ein Ende“, sagt der Bürgermeister.

Gibt diese Beschreibung einen Beweis für die Abiätet, mit der sich alle, traditionellen Gebräuche in China erhalten haben, so läßt sich doch andererseits nicht verkennen, daß man mit der Einführung gewisser Reformen immer energischer Ernst zu machen scheint. Von den ungeheuren Schwierigkeiten, auf die die Neuerungsbestrebungen hier in China stoßen, macht man sich in Europa gewöhnlich keinen Begriff.

So sollen in China neben manchen anderen Rössen auch die Menschenjöpfe bald verschwinden. Der Uneingeweihte wird sagen: „Das ist doch ganz leicht, man schneidet sie einfach ab.“ Natürlich gehört das Abschneiden mit dazu, und doch brinat es eine große Umwälzung mit sich. Denn ein Chinese in chinesischer Kleidung ohne Kopf sieht ebenso komisch aus wie ein Europäer in europäischer Kleidung mit einem Kopf.

Ein unbegoppelter Chinese in chinesischer Kleidung ist in China einfach unentbehrlich; also muß mit dem Kopf auch die chinesische Kleidung verschwinden, und das ist das Schwierigste bei der ganzen Sache. Die englischen Beamten müssen nach Vorschrift alle vierzehn Tage ihre Uniform oder Staatskleider wechseln. Da gibt es Gewänder von der durchsichtigen bis zur festesten Seide, von Schafpelzen bis zu den kostbarsten Zobel- und Hermelinpelzen, je nach Jahreszeit und Vorfall. Der chinesische Beamte muß in einem Jahre 24 verschiedene Kleider tragen. Zu einem Staatskleid gehören ein langes Gewand aus blauer Seide und ein anderes, etwas kürzeres Gewand aus dunkler, violetter Seide. Beide Kleider bestehen immer in derselben Qualität, mögen sie nun mit Seide, Watte oder Pelz gefüttert sein. Da die Gewänder so groß und weit sind, daß Damen sie als Abendmantel benutzen können, so kann man sich denken, wie theuer die Kleider sind.

Die Chinesen müssen außerdem noch über einen großen Posten von Privatkleidern verfügen können. Da sind lange Gewänder, Jacken und Westen, alles natürlich auch aus Seide. Der Chinese besitzt in seiner Kleidung ein Vermögen, das Tausende und Abertausende beträgt. Da jede Art Kleider nur vierzehn Tage lang im Jahre getragen wird, so trägt der Beamte seine Kleider gar nicht auf, das Ruinieren besorgen die Wotter und die Zeit.

Da jeder Mann in den Kulturstaaten die übliche Kleidung, bestehend aus Anzug nebst Kragen, Manschetten usw., trägt, so wollen die Chinesen auch daselbe thun. Einsparen können sie sich noch nicht recht dafür begeistern. Denn Kragen und Manschetten gibt es bei den bequemeren chinesischen Kleidern nicht. Daran würde man sich schließlich gewöhnen. Was soll nun aber mit den chinesischen Kleidern geschehen?

Da die Pelzgewänder doch ziemlich dauerhaft sind, so können Kinder und Kindeskinde, wenn sie sie für euro-

päische Zwecke verwenden, gar nicht auftragen. Was sollte mit den seidenen Kleidern geschehen? Die Männer können doch nicht blaue oder braungefärbte Anzüge nach europäischem Schnitt tragen. Wenn der chinesische Kopf fällt, so sind auch ungeheure Werthe der Vernichtung preisgegeben.

Der Kopf soll abgeschnitten, die chinesischen Kleider sollen verschwinden und europäische Kleider getragen werden. Wo sollen aber so schnell die Anzüge oder vielmehr Stoffe dazu herkommen? „Ganz einfach aus dem Auslande!“ werden viele sagen. China kann oder könnte genug Wolle oder Baumwolle herbeischaffen, aber nicht zu Stoffen verarbeiten. Daß die Produkte nach dem Auslande ausgeführt und als fertige Waare wieder eingeführt werden, geschieht ja schon genug. Bei dieser Kleiderfrage würde dieses in ungeheurem Umfange geschehen. Dem Lande würden dadurch große Einnahmen entgehen, die dem Auslande zugute kämen.

Die Regierung weiß das ganz gut. Es müßten nun in China zuerst Fabriken gegründet werden. Dazu fehlt es an tüchtigen Männern, die die Sache leiten können und das nötige Geld dazu besitzen. Beides ist im Auslande schwer zu finden. Aus dem Auslande kann alles geholt werden. Aber jeder fräubt sich dagegen. Denn wo fremdes Geld und fremde Thaten sind, da ist für China nichts zu holen als nur Verger und Verdruf. Daß die Fremden so große Gezeiten sind, kann man in China nicht recht begreifen.

Die Sache mit dem Kopfabschneiden kann also vorläufig nicht erledigt werden.

Tyburn und Montfaucou.

Die beiden berühmtesten Hinrichtungsorte des Mittelalters waren, wie man sagen kann, Tyburn und Montfaucou, wo die Galgen von London und Paris standen. Sie haben beide das Ende manches wilden Abenteuerers und manches Verbrechers, aber auch manches unschuldigen Opfers und mancher Verurtheilten gesehen, und sie können jebefalls zur Geschichte der Justizgeschichte schauerliche Beiträge liefern. Tyburn lag ein bißchen in Osten des heutigen Londoner Hyde Park, da, wo sich heute der Grosvenor Square und Brook Street befinden. Dieser letztere Name erinnert noch an die alte Hinrichtungsstätte, da Tyburn ursprünglich ein Bach (brook) war, der heute verschwunden ist. Hier fanden schon um 1200 in London die Hinrichtungen der verurtheilten Verbrecher statt, und zwar mittels des aus der altgermanischen Zeit stammenden Galgens, den man je auch bis in die neueste Zeit beibehalten hat. Der Galgen, bestehend aus zwei Längsbalken und einem Querbalken, wurde am Tage einer Hinrichtung dort am Morgen an der Straßenecke errichtet; vom Balken eines gegenüberliegenden Hauses in Höhe der Mauer, wo man zugleich den Balken aufbebaute, wohnten die Sheriffs der Hinrichtung bei und beobachteten sie. Eine große Menge Volks begleitete natürlich immer den Verurtheilten, wenn er durch den Vorort Holborn aus dem Stadtgefängnis ankam. Es ist überflüssig zu erwähnen, daß hier nur gemeine Verbrecher hingerichtet wurden, und daß in London wie überall im Mittelalter Standespersonen sich des Vorrechtes erfreuten, mit dem Schwert hingerichtet zu werden. Solche Hinrichtungen fanden in Tower Hill, dem Plage außerhalb des Towers, auf der Nordseite der Festung statt. Einige wenige wie Anna Bolyn, Catherine Howard, Lady Grey und Graf Essex sind innerhalb des Towers in Towerhof hingerichtet worden. Tyburn bekam in der Regel nur die gewöhnliche Masse der Diebe, Mörder und Straßendirler. Doch kann es immerhin mit einer Anzahl berühmter Namen prunken. Im Jahre 1499 starb hier der bekannte Präsident Berlin Warbeck, nachdem er im Tower gefangen gehalten worden war. 1628 wurde John Felton, der Mörder des Herzogs von Buckingham, hier aufgehängt. Am 30. Januar 1661 sah Tyburn eine schauerliche Szene, die ihresgleichen nur im finsterrsten Mittelalter hat. Die Leichen der Königsmörder Cromwell, Jonen und Bradshaw wurden aus ihren Gräbern gerissen und hingen in ihren Grabklädern 24 Stunden lang in Tyburn am Galgen, worauf man ihnen den Kopf abschlug und sie unter dem Galgen verstaubte, während ihre Köpfe vor Westminster Hall aufgefahrt wurden. Es war die Rache der siegreichen Stuart Restauration für

die Hinrichtung des ersten Karls. Im Jahre 1724 endete der bekannte Zinbrecher Jack Sheppard hier seinen Lebenslauf. Die letzte Hinrichtung in Tyburn fand 1783 an einem gewissen John Austin statt. Von da an verlegte man die Hinrichtungen nach dem Newgate-Gefängnis und Tyburn wurde für die Londoner nur noch eine Erinnerung. Nicht weniger berühmt als sein Londoner Kollege war Montfaucou, der Galgen von Paris. Er hatte sogar vor jenem den Vorzug der Solidität voraus, der sonst gewöhnlich dem Engländer eigen ist. Montfaucou lag nicht weit von dem heutigen Pariser Nordbahnhof, etwa da, wo heute die Untergrundbahnstation Combat liegt. Er wurde schon im 13. Jahrhundert errichtet, damals außerhalb der Pariser Stadumwallung zwischen den Thoren Saint Martin und Saint Denis. Für die ästhetischen Liebhaber der Verbrecher-Romantik stellt dieser mittelalterliche Galgen Montfaucou einfach ein Ideal dar, schon durch seinen Anblick. Wenn man sich von weitem der Stadumwallung näherte, sah man auf einem sanft ansteigenden Hügel sechzehn tolosale Steinsäulen durch Balken verbunden, an denen sich halberbaute Leichname im Winde hin und her schaukelten. Es waren die Leichen der Verbrecher, die man hier aufhing, und die man in das unter dem Galgen gegrabene große Gewölbe warf. Hierher kamen auch die Opfer der übrigen Galgen von Paris, so daß sich mit der Zeit hier eine gewaltige Menge menschlicher Leberreste ansammelte. In den Tagen der Jacquerie und in anderen bewegten Zeiten kam es vor, daß mehr als 60 Leichname zugleich an diesem Galgen hin und her schaukelten, viele in Ketten, wie es die damalige Justiz liebte. Da hier zugleich das Haus des Schinders war, so war es kein Wunder, daß Montfaucou als Kattenquartier berüchtigt wurde und noch lange in Paris geblieben ist. Zu den berühmtesten Opfern von Montfaucou gehörte außer Samblancan, dem Intendanten Franz I., und Olivier le Dain, dem Günstling Ludwigs XI., der unglückliche Admiral Coligny, den man in seiner Wohnung in der Stadt erwarbete, hier hinausgeschleift und an den Füßen aufgehängt. Bekannt ist der Schatzergang, den am Galgen Tage der 2. Karls IX. zum Galgen machte, um sich dieses Schauspiel anzusehen. Im Jahre 1789 wurde Montfaucou seiner Amtspflicht entledigt; man ging bald darauf zur Guillotine über, wie man sich damals ausdrückte: im Interesse der Menschlichkeit.

Das Blutschwitzen kommt bei hysterischen Frauen in zwei verschiedenen Formen vor, einmal erscheinen Blutstropfen auf der Haut, ein andermal Blutblasen, welche anfänglich eine wässrige, dann blutig gefärbte Flüssigkeit enthalten, und später aufbrechen. Doch gibt es Leute, die in Abrede stellen, daß reine Fälle von Hautblutungen vorkommen. Prof. Binswanger in Jena hat zwei hieher gehörige Fälle gesehen, in welchen gleichzeitig schwere Stoffwechselförungen vorhanden waren, wie chronische Nierenentzündung und schwere Blutarut. Jüngst wurde ein hieher gehöriger Fall aus der Staats-Trennanstalt in Lübeck beschrieben. In diesem Falle konnten weder eine körperliche Erkrankung, eine Stoffwechselförung noch absichtliche oder unabsichtliche Verletzung ursächlich gemittelt haben, da die Kranke beständig und intensiv beobachtet und bewacht wurde. Für das Entstehen dieses Blutschwitzens auf hysterischer Grundlage sprechen aber auch positive Momente. Das Blutschwitzen trat nämlich jebejmals in einem Anfall von kataleptischer Starre auf und war auf gewisse Zonen beschränkt, die gegen Schmerz außerordentlich empfindlich waren.

Von allen Künsten die größte ist es, seine Kunst richtig zu verwerten.

In den Glücksschmeiden des Lebens bleiben die meisten Menschen immer Lebr'inge.

Freund der Wahrheit bleibt man gewöhnlich so lange, als sie einem nicht gesagt wird.

Der historische weltberühmte Hopediamant ist von dem englischen Lord an eine Dame der ersten Gesellschaft Washingtons für \$300,000 verkauft worden. Nicht nur die ältesten Titel kaufen diese Amerikaner, als sei es alltägliche Ware, sondern auch die tollbarsten Kronjuwelen.